

Das Siegel der Heimsuchung

Von FRANZ HILLIG S. J.

Mit jedem Tag wird der Abstand größer, der uns von den Jahren des Grauens und dem Kriegsende trennt, das sie wie eine unübersehbare Wegmarke bezeichnet. Wenn ihnen auch der volle, reich strömende Friede bisher nicht gefolgt ist und schon wieder neue, dunkle Sorgen aufsteigen, so spürt doch jeder: ein Akt ist vorbei. Das Ufer, von dem wir abgestoßen sind und das jene Wegmarke trägt, bleibt immer weiter zurück und beginnt bereits im Dämmer des Vergessens zu versinken. Nur zu gern gehorcht der Mensch seiner angeborenen Neigung, drückende und quälende Erinnerungen von sich abzuschütteln. Noch stehen die Trümmer als sichtbare Zeugen jener Flammennächte, ihrer Schreie, Gebete und Gelübde inmitten unserer Städte — oder vielmehr leben wir in Städten, die aus diesen Trümmern bestehen —, doch der Mensch, der durch sie hindurch seinen täglichen Weg zur Arbeit geht, sieht sie kaum mehr. Er trägt vielleicht an seinem eigenen Leibe die Malzeichen der Katastrophe: er geht an Stöcken, der Ärmel hängt schlaff von der jungen Schulter, Nase und Wangen sind von der Stichflamme zerfressen, doch die Seele ist ohne Erinnern.

Die Natur selbst legt das Vergessen wie einen Verband um tiefe Wunden, und wir wünschen gewiß von Herzen, daß sie ausheilen. Dennoch erschrickt man, wenn man sieht, wie schnell und gründlich der Mensch vergißt. Als wüchse die Zukunft nicht aus dem, was war! Als hinge nicht die Würde der Geschichte und die Verantwortlichkeit der Person an der unzerreißbaren Einheit des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen! Wie will einer die schier ausweglose Not von heute begreifen, wenn nicht als Ausgeburt des Wahnsinns von gestern? Und wie ist es möglich, schon wieder von der entsetzlichen und blutigen Operation das Heil zu erwarten, an deren Folgen wir doch, wie jeder sieht, auf Tod und Leben darniederliegen? „Die Zukunft hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit, und die Erfahrung der letzten Jahre muß uns Lehrmeisterin sein in der Voraussicht des Kommenden“, hat Pius XII. gesagt. Sie muß es, das ist ein dringendes Anliegen. Und es kann darum eine heilige Pflicht sein, die Schleier der Gedankenlosigkeit und Vergeßlichkeit unerbittlich zu zerreißen.

Was hinter uns liegt, drängt zu seiner Frucht. Die Vergeßlichkeit aber ist eine Form oder doch eine Voraussetzung der Unfruchtbarkeit. In dem Erschrecken über das Ausmaß unseres Vergessenkönnens liegt wie schleichende Enttäuschung die Sorge: Wo bleibt die Frucht dieser schweren Jahre? Es war doch offenbar etwas damit gemeint. Es war ein Sinn darin. Es wurde uns eine Chance zur Erneuerung angeboten, nicht nur für die Gestaltung des Völkerlebens und der sozialen Verhältnisse, sondern für unseren inneren

Menschen. War denn wirklich das ganze uferlose Leid umsonst, oder wo sind denn nun die erneuerten Menschen?

Ein Mann in den Vierzigern fährt mich durch die zerstörte Stadt. Beiläufig erzählt er davon, wie er in einer einzigen Bombennacht Vater und Mutter, Schwester und Schwägerin verlor. Er hat sie selbst ausgegraben; es war während seines Urlaubs. Den Tag darauf fuhr er an die Ostfront zurück. Ich blicke mit einer gewissen Scheu auf den Mann, der da neben mir am Steuer sitzt und das erzählt. So als müßte von dem unerhörten Erleben, das einer griechischen Tragödie würdig wäre, eine sichtbare Spur, ein heiliges Zeichen in ihn eingegraben sein. Ich sehe nichts. Er ist wie alle andern auch. Heute hat jeder Zehnte Ähnliches oder noch Grauenvolleres erlebt. Wer erkennt an ihnen das Zeichen, das wie eine Weihe ist? Ein scharfer Zug um den Mund, das früh ergraute Haar, eine gewisse Härte des Blickes und des Herzens, das ist, von wenigen schönen Ausnahmen abgesehen, alles. Ist es wirklich alles? Könnte das Äußere nicht täuschen und das Siegel der Heim-suchung dennoch in der Seele stehen, wo Gott allein es sieht? Wer will das sagen?

In eine Innenwelt können wir immerhin hineinschauen, so demütigend das auch sein mag, das ist unser eigenes selbst. Und da stehen wir nun wieder, wenn wir ehrlich sind, vor der enttäuschten Frage: Wo ist nur der neue Mensch? Vielleicht kennen wir diese Frage schon lange. Vielleicht beunruhigt sie uns, so weit wir zurückdenken können. Wir sind ja schon lange unterwegs auf dem Weg der Christwerdung, nur ist nicht viel dabei herausgekommen. Wir hatten uns von Jahr zu Jahr vertröstet. Doch der Ablauf der Jahre tat es auch nicht. Es ging wohl alles zu glatt. Da brach die Prüfung über uns herein und spannte uns in ihre unerbittlichen Schrauben. Der eine kam früher daran, der andere später. Aber kaum einer wurde übergangen — und wäre der zu beneiden? Was da über uns kam, hatte tausend Gesichter und war doch das eine würgende Gespenst der Tyrannis: die Knebelung, die Unsicherheit, die Sorge, die Angst. Die Empörung über Verbrechen und Wahnsinn. Die Hilflosigkeit, die Scham. Das Heraus aus Familie und Beruf, das Bangen um liebe Menschen. Lager, Kaserne, Front, Gefangenschaft. Die Stunden im Luftschuttkeller, da uns nur noch eine dünne Wand von dem Eigentlichen und Ewigen trennte... Wir haben gebebt und gezittert und doch auch — gedankt. Das war die große Heimsuchung. Das war die Schule, die uns nottat, die Woge, die uns hoch über unsere Durchschnittlichkeit hinaustrug. Das war eine so stürmisch uns bedrängende Gnade, wie sie ruhigen, behäbigen Zeiten immer versagt bleiben wird.

Das heilige Gesicht der Not

Im Inferno der Reihenwürfe und Bombenteppiche gellten nicht nur Schreie der Todesangst. Die Gebete in den schwankenden Kellern, in denen das Licht ausging und Glas splitterte, waren nicht ausschließlich ein blindes, selbstsüch-

tiges Sichklammern an das bißchen Leben. Viele Menschen sind damals ganz ruhig gewesen. Sie wußten sich in Gottes Hand geborgen und gaben sich in sie hinein, wie sich ein Kind in den Armen der Mutter geborgen weiß. So wie jenes kleine Kind, das sie uns in einer dieser Schreckensnächte, als das Nachbarhaus getroffen wurde, zwischen lauter Toten und Verschlütteten auf die Rettungsstelle brachten, ahnungslos und unversehrt in seinen Kissen schlummerte.

Damals waren viele Menschen, und nicht zuletzt viele Frauen, von einem erstaunlichen Mut. Sie halfen retten und wagten ihr Leben dabei. Das Helfen wurde bei der großen Not fast zu einer Selbstverständlichkeit. Gewiß, es gab auch andere. Es wurde geplündert und gestohlen und selbst dieser Jammer noch ausgenutzt. Es fehlte nicht an krassester Ichsucht und Rücksichtslosigkeit. Dennoch, es wurde auch viel geholfen, und diese Züge von Edelmüt verdienen eine besondere Hervorhebung gerade auch dann, wenn sie einfach aus der übergroßen Not ohne viel Aufhebens hervorwuchsen. Man konnte den Nachbarn, der bis auf die Sachen, die er am Leibe trug, buchstäblich alles verloren hatte, doch nicht mit leeren Worten oder einem Geldschein abspeisen. Er bekam den zweiten Mantel, das überzählige Bett, einen Teil des Geschirrs. Wie oft sprangen ausländische Arbeiter opferwillig ein! Was hieß da noch Einheimischer oder Fremder? Der Stadtteil brannte, lebendige Menschen lagen unter den Trümmern. Sie halfen uns, und wir halfen ihnen. In solchen Stunden erwacht eine ganz selbstverständliche Brüderlichkeit. In all dem pochte die Gnade.

Oder konnte man die endlosen, staubbedeckten Trecks, diese traurigen Vorboten der Endkatastrophe, die sich von Osten heranwälzten und oft Wochen und Monate unterwegs waren mit ihren müden Tieren und den erloschenen Gesichtern, teilnahmslos vorüberziehen sehen? Zu einer Kanne Tee reichte es immer noch. Und dann im Crescendo der Schrecken der Tiefstieger mit ihren bellenden Bordwaffen die eigenen, in aufgelöster Ordnung zurückflutenden Truppen, die seltsam beklemmende Stille, als das Haus zwischen den Fronten lag. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns!“ Jetzt mußte sie ihren Mantel über uns breiten . . . Und schließlich die Tage im Keller, ohne Wasser, ohne Licht, ohne Brot, als die Front mit ihrer Feuerwalze und den Panzern über den Ort hinwegging und die bangeren Tage danach . . . Wer hätte geglaubt, daß wir diese Stunden, die uns wie Tage und Wochen schienen, je in unserem Leben vergessen könnten! Wir hatten in Büchern und Zeitungen gelesen, was der Krieg war. Nun wußten wir es. Nun starrten wir in dieses Grauen . . .

Wenn wir die Erinnerung an die Jahre des Schreckens wachrufen, dann wahrlich nicht aus Freude an grellen, quälenden Bildern, sondern weil das alles nicht umsonst gewesen sein darf! Wir sind wie ein Käufer, der einen unerhört hohen Preis gezahlt hat. Danach darf ihm der Kauf auch nicht mehr entgleiten! Und wenn einer sagt: Warum ewig darauf zurückkommen, steht nicht ein neuer Morgen draußen? — dann ist das nur ein Grund mehr, mit

dem dunklen Engel der Heimsuchung, der sich zum Aufbruch anschickt, zu ringen: „Ich lasse dich nicht los, ehe du mich gesegnet hast“. Besser wie der Patriarch hinkend durch sein ganzes Leben gehen, als ohne solchen „Denkzettel“ die Gnade verscherzen, die uns gerade in der Stunde der tiefsten Erschütterung angeboten ward.

Da enthüllte uns die Not ihr wahres Antlitz. Die äußerste Not ist „heilig“. Es gibt kein anderes Wort. Wer das Grauen erlebt hat, weiß das. Im Flammenbad des letzten Preisgegebenseins zergeht alle Maskerade in nichts. Was übrigbleibt, ist der arme, nackte, hilflose Mensch: die vor ihrem Schöpfer niedergeworfene und ihm völlig ausgelieferte Kreatur. Ungeschminkt und erschreckend reckt sich die Frage des Bösen; aber den Menschen, der glaubt, hüllt auch zugleich die Nähe und Güte des Vaters ein. Aus der äußersten Heimsuchung quillt wie aus lauterem Brunnen der Dank für das nackte Leben, für die geringste Spur von Menschlichkeit und Ritterlichkeit, für ein Stücklein Brot. Es ist, als wäre der Mensch durch eine neue Geburt hindurchgegangen. Wem solches geschah (und es ist Millionen geschehen), der lebt nicht einfach nur; der hat sein Dasein als unverdientes Geschenk neu empfangen. Und er weiß: was ihm nun noch an Lebenskraft und Lebensjahren vergönnt ist, gehört nicht mehr ihm. Es ist geweiht, es hat einen höheren Auftrag. Was sind das für guadenhafte Antriebe! Mancher hat darum gestanden, daß er die Stunden der Heimsuchung niemals missen möchte. Es ist würdig und recht, billig und heilsam, dem Herrn dafür allezeit dankzusagen.

„Die Not der Gegenwart ist (nach einem tiefen Wort Pius' XII.) eine Rechtfertigung des Christentums, wie sie erschütternder nicht gedacht werden kann.“ Für den, der sehen wollte, begann eine große Verwandlung. Alle Dinge fanden zu ihrer klaren, wesentlichen Grundgestalt zurück: die Dinge der Erde wie die der Ewigkeit, das Schlimme und das Gute. Das irdische Brot und das Brot vom Himmel. Die Eucharistie wurde wieder die Speise, aus der Lebenskraft strömt. Die heilige Messe in der Lagerbaracke oder im Luftschutzkeller erhielt die erschütternde Gnadenhaftigkeit urchristlicher Opferfeier zurück. Die Menschen, die da dichtgedrängt Seite an Seite mit uns knieten und mit uns die gleiche Gefahr teilten, wurden unsere Brüder und Schwestern in Christo. Was früher oft nur schönes Gerede war, wurde nun Ernst und Leben. Wie das Saatkorn im dunklen Schoß der Erde, ging uns in der Kellertiefe die Ahnung der neuen Gemeinde auf. Die Kirche war doch mehr als Verwaltungsapparat. Sie ist brüderliche Gemeinschaft. In wieviel Menschen und Ländern, in wieviel Lagern und Gefängnissen ist in den Leiden und Stürmen der Heimsuchung die Erkenntnis gereift, daß Christsein heißt: „In der Nachfolge Christi ein Leben der inneren Armut, der Demut, des Gebetes und der brüderlichen Liebe zu führen. Mit dem Christentum praktisch Ernst zu machen.“ Diese Worte sind ein Echo aus dem Zeiterleben französischer Menschen (vgl. Hochland, Juni 1947, S. 467 ff.). Aber bei uns ist es nicht anders. Die großen Kirchenhallen sind zerschlagen, die großen

kirchlichen Verbände noch erst in der Neubildung begriffen. Wie ein verstümmelter Baum ragt der altehrwürdige Stamm der Kirche. Doch allenthalben bilden sich, gleich jungen Knospen am alten Stamm, kleine, aber tief lebendige, in die Zukunft gerichtete junge Gemeinschaften, die aus dem Antrieb der Heimsuchung geboren sind.

Allmählich dringen mehr und mehr Zeugnisse von Männern und Frauen an die Öffentlichkeit, die ihre christliche Haltung mit dem Tode besiegelt haben. Es sind letzte Botschaften todgeweihter Menschen, die den Weg aus der Kerkerzelle nach draußen gefunden haben. Es ist das eine Sprache, die aufhören läßt. Diese Zeugnisse tragen das Siegel der Echtheit an ihrer Stirne und sind bei aller persönlichen Abstimmung ihres Inhalts von einem erstaunlich verwandten Klang. Mögen sie von Bonhoeffer oder Delp, von Dillard oder den Lübecker Opfern, von Metzger oder Wachsmann stammen. Es ist der gleiche Atem. Es ist ein unerhörter innerer Durchbruch. Diese Männer und Frauen wurden beim Wort genommen. Sie wurden von der großen Woge ergriffen und (nach einem Wort von P. Delp) auf die hohe, einsame Klippe hinausgetragen, in eine neue, ungeahnte Freiheit. Ihre letzten Botschaften strahlen bei aller Schlichtheit von einer großen, sieghaften Gewißheit. Das sind die Bekenner unserer Zeit. Unter ihnen stehen wahre Blutzeugen des Kyrios. Ihnen hat sich der letzte Sinn der Prüfung entschleierte. Das Schicksal, das sie trifft, ist Teilnahme an Tod und Auferstehung des Erlösers. Ihnen ist die volle Gnade zuteil geworden, die in der Heimsuchung verborgen ist. Ihnen wurde gegeben, das Kreuz rückhaltlos zu umarmen; und da sie es taten, wuchsen sie über alle irdische Unzulänglichkeit hinaus in sein Licht.

Wir schauen mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu den Zeugen Christi empor. Aber wir wollen nicht vergessen, daß sie unsere Brüder und Schwestern sind. Es wäre falsch, sie so hoch zu erheben, als hätte sich ihr Dasein auf einer völlig anderen Ebene abgespielt. Die Wahrheit ist vielmehr — und das gibt ihrem Beispiel gerade die spornende Kraft — daß sie mit uns zusammen gelebt haben und wir die gleiche Gnade der Zeit empfangen wie sie. Viele von uns haben mit ihnen dieselben Kollegs gehört, in derselben Lagerbaracke mit ihnen gehaust, ja auf derselben Anklagebank gesessen. Mit dem einen Unterschied: sie wurden angenommen und wir wurden zurückgelassen. Nach Gottes Willen reift eine doppelte Frucht aus den Flammen der Heimsuchung. Die eine ist die jäh sich vollendende des blutigen Opfertodes. Der Herr verleiht den Lorbeer des Martertodes, an wen er will. — Er hat ihn den Brüdern und Schwestern gereicht, die in steilem Anstieg vollendet wurden und die wir nun um ihren Beistand angehen. Daneben aber gibt es die langsam reifende Frucht der täglichen Treue. Und das ist unser Teil. Uns ist aufgetragen, die Saat, die im Feuersturm der Katastrophe in uns hineingesät wurde, im Alltag und im Heute Frucht bringen zu lassen, und das ist gar kein so leichter Auftrag. Wir müssen nun bei der wachsenden Entfernung und dem verblassenden Licht stehen zu den Antrieben und Schwüren

von damals. Ob es uns noch so unbequem ist, wir kommen nicht daran vorbei: Auch wir sind von Gottes Gericht wachgerüttelt worden, auch wir sind gerufen und haben das Siegel der Heimsuchung empfangen. Nun, da die Zeiten ruhiger werden, darf unser Leben nicht wieder zurücksinken in die Unentschiedenheit von einst. Wer in den Gluten dieser Prüfung stand, ist ein für allemal herausgerufen aus der Müdigkeit und Unverbindlichkeit eines verbürgerlichten Christentums. Wir haben nur einen Schritt zu tun, und auch uns verwandelt die Gnade ähnlich wie unsere großen Brüder, zu denen wir aufschauen.

Die Wirkgesetze der Prüfung

Aber dieser Schritt bleibt zu tun. Denn es erhebt sich nun die vielbesprochene Frage, woher es denn komme, daß so wenig Menschen durch all das Leid besser werden. Die Tatsache kann, auf das Ganze gesehen, wohl kaum bestritten werden. Doch warum ist es so? Ist es nicht entmutigend zu sehen, wie schwer der Mensch lernt, und wie selbst die furchtbarsten göttlichen Strafgerichte unvermögend sind, ihn zu Einkehr und Besserung zu bringen? Sind wir einen Deut besser als der ägyptische Pharao, der stets nur gefügig war, solange er unter dem Eindruck der strafenden Hand Gottes stand, um jedesmal unmittelbar danach all seine Versprechungen zurückzunehmen? Wir stehen da vor einem der quälendsten und verhängensten Geheimnisse der Menschheitsgeschichte und der göttlichen Weltregierung. Dennoch kommt solche Enttäuschung und solches Aufbegehren nicht aus erleuchtetem Eifer. Es ist ja keineswegs so, wie vielfach stillschweigend vorausgesetzt wird, als erzwingen schwere Prüfungen der Gnade den Einzug in das Menschenherz und erwirkten sozusagen automatisch Besserung und Bekehrung. Auch die gewaltigsten Hammerschläge des Schicksals bleiben an sich noch äußerlich. Sie reichen nicht direkt an das innere Heiligtum des Menschen heran. Die Hebel zu seiner inneren Bewegung liegen einzig in der Hand seiner personalen Freiheit und in der des Schöpfers, der freilich die Herzen der Könige und unser aller Herzen wie Wasserbäche zu lenken vermag.

Es kommt also nicht einfach nur auf den Impuls an, der ausgelöst wird, sondern wie geartet der Mensch ist, auf den er wirkt. So wenig die Versuchung uns zum Sünder macht, sondern nach einem Wort der „Nachfolge Christi“ nur unsere vorgegebene Schwäche offenbart, so wenig macht die Prüfung an sich uns gut oder schlecht. Sie offenbart nur, was am Menschen ist. Sie ist eine Botschaft. Es kommt darauf an, wie sie aufgenommen und verstanden wird. Sie trägt einen Sinn in sich, den das Herz bereitwillig erfassen muß, an dem es aber auch vorbeisehen kann. Es ist unbezweifelbar, daß den Menschen von heute „Zeichen“ zuteil geworden sind. Aber diese Zeichen erzwingen nicht mit Gewalt unsere Zustimmung. Auch diese Zeichen stehen in der Welt des Glaubens und der Verhüllung, nicht der alles Zögern hinwegfegenden Schau. Somit ist jede Heimsuchung eine Aufgabe, die uns gestellt wird. Wie ein mächtiger Block ist das unfafbar Schwere in unser

Dasein hineingeschleudert worden und liegt nun unbehauen und unausgewertet da. Das Leid ist ein kostbarer Rohstoff. Es kommt darauf an, was einer daraus macht. Man kann sich daran wundstoßen und daran zugrunde gehen. Man kann ihm fluchen wie einem Verhängnis. Dann werden unsere innersten Quellen von ihm vergiftet. Der glaubende, demütige, liebende Mensch dagegen weiß diesen Schatz zu heben und auszumünzen. Ihm enthüllt er mehr und mehr seinen verborgenen Reichtum. Freilich wird das auch bei ihm nicht von heute auf morgen gehen.

Vielleicht sind wir auch hier mit uns und unseren Mitmenschen zu ungeduldig. Der Faktor Zeit spielt nicht nur in der Physik eine Rolle. Er ist auch für unser Seelenleben eine Realität. Es ist nicht zu leugnen, daß der Anprall übergroßer Not zunächst eine betäubende Wirkung hat. Übergroßer Schmerz läßt das ganze Gefühlsleben erstarren. Wie die Ton- und Schallwellen, die unsere Sinne nicht mehr verarbeiten können, geht solcher Schmerz über unser Vermögen hinaus. Erst allmählich löst sich die Starre, und der Mensch kann weinen. Es braucht vielleicht Jahre, bis ein gebrochener Mensch sich langsam wieder aufrichtet, bis das Vertrauen zum Leben und zu den Menschen die ersten schüchternen Wurzeln schlägt, bis das scheue Auge sich von neuem an das Licht gewöhnt, an die ersten feinen Strahlen der Hoffnung. Täglich trifft man heute auf Schicksale, die einfach unsagbar traurig und ausweglos sind. Wer wagt es da, mit ein paar forschen Worten aufzumuntern? — „Tröstet, tröstet mein Volk“, heißt es beim Propheten. Wer heute trösten will, muß behutsame Hände haben und eine große Geduld. Es braucht im Umgang mit all den Wunden und Zerbrochenen die mütterliche Güte dessen, von dem geschrieben steht, daß er auf den Gassen nicht zanken und lärmern wird, daß er das geknickte Rohr nicht brechen und den glimmenden Docht nicht löschen will. Und wenn einer nur mit verstehendem Schweigen die Nacht eines Verzweifelten teilt, so wird darauf ein heilender Segen ruhen. Die Zeit wird das Ihre tun. In ihr ist Gottes Güte und Langmut am Werk.

Die Saat selbst braucht ihre Zeit und das um so mehr, je tiefer sie ruht. Wenn nach dieser Tragödie, ähnlich wie nach dem Weltkrieg von 1914—1918, sich sobald keine greifbare Frucht zeigen will, so liegt das nicht zuletzt daran, daß so gewaltige Anstöße in einer tiefen Schicht empfangen und verarbeitet werden. Noch liegt der Acker kahl, aber drunten arbeitet es. Tiefe Saat will Zeit. Sie stellt unsere Geduld auf eine harte Probe. Doch eines Tages werden die grünen Spitzen die Erdkruste durchbrechen, und dann wird der Ertrag um so reicher und dauerhafter sein. Es wird auch seinen guten Sinn haben, wenn gerade die jungen Menschen so lange zögernd abseits standen. Nicht nur haben sie am meisten aufzuarbeiten und sich ganz neu in der Welt zurechtzufinden; in ihnen arbeitet auch das Neue am aufwühlendsten. Vielleicht ist gerade die Langsamkeit dieses Prozesses ein Grund zur Hoffnung. Denn dann geht er tief.

Geduldiges Warten heißt nicht untätig dasitzen und die Dinge laufen lassen. Auch der Landmann wartet nicht nur. Er setzt dem Boden zu. Er

hilft dem Klima nach. Er schafft die günstigsten Wachstumsbedingungen. Eines ist sicher: uns ist Großes und Entscheidendes geschenkt worden. Spätere Geschlechter werden uns darum beneiden. Sie werden deutlich spüren, wie starke Impulse auf den Gläubigen unserer Tage wirken, so daß es ihm nicht leicht gemacht ist, durchschnittlich und ein Mitläufer zu bleiben. Und ferner: in dieser Gabe und in dieser Saat ist Gottes lebendige Kraft am Werk und gibt keine Ruhe. Nun fehlt nur noch eines: unsere Bereitschaft, unser Mittun. Wir müssen den Willen haben, wach zu bleiben. Wir müssen bewußt daran gehen, das in den Jahren der Prüfung Erlebte denkend zu verarbeiten, die im Ansatz darin enthaltenen Linien durchzuziehen, die Konsequenzen zu bejahen. Wir dürfen nun die Augen nicht schließen vor den Forderungen an unser Leben, die damals deutlich vor uns standen. Wir dürfen nun nichts zurücknehmen von den Gelöbnissen, die wir damals vor uns und dem Herrgott gemacht haben. Damals war alles leichter, weil sein flammender Ruf spürbar dahinterstand, weil wir nicht wußten, ob wir den Tag darauf noch unter den Lebenden weilen würden. Weil wir damals aufgewühlt waren bis auf den Grund und der wache, vom Glauben erleuchtete Geist das Leben bis in seine Tiefen zu durchdringen schien. Nun müssen wir unser Wort einlösen. Darum sind Briefe und Tagebuchnotizen und andere Zeugen aus den Tagen der Heimsuchung dem ernststen Menschen ein Heiligtum. Wie der Mantel die Wärme hält, so helfen sie lebendig erhalten, was damals in uns Erkenntnis, Glut und Wille war. Dann erinnern wir uns: Damals hat Gott so zu mir gesprochen. Wie jene ausländische Arbeiterin, die das schlichte Holzkreuz in Ehren hält, das aus dem Kreuzweg der Lagerkapelle stammt, die ihnen so viel bedeutet hat.

Zu solcher konkreten Anwendung des Glaubens auf den vieldeutigen und schwankenden Boden der alltäglichen Wirklichkeit und die scheinbar so belanglosen Ereignisse unseres kleinen persönlichen Daseins gehört freilich ein gutes Stück Kindhaftigkeit. Aber sie ist im Evangelium für jedes christliche Leben gefordert. Sie ist im Grunde nur das Ernstmachen mit einem Leben aus dem Glauben. Und was ist das überhaupt für eine Weisheit, die so tut, als wäre allein das, was wir Menschen groß nennen, vor Gott groß und als wäre es seiner würdiger als das Kleine. Theresia vom Kinde Jesu hat besser gewußt, wie sehr unser ganzes Leben, auch gerade der Alltag bis in seine unscheinbarsten Vorkommnisse hinein, von Gottes Vatersorge gewebt wird und wie naiv persönlich wir das alles nehmen dürfen. Und ein so männlicher und auf weltweite apostolische Aufgaben gerichteter Geist wie Ignatius von Loyola sagt genau das gleiche. Es ist ein unter dem Schein der Demut sich tarnender, verderblicher Zweifel, wenn uns solche kindhaft gläubige Lebensbetrachtung verdächtig erscheint. „Soll der Herrgott so klar und persönlich zu uns gesprochen haben?“ Es ist mit Händen zu greifen, daß er es getan hat.

In welche Richtung weisen all diese Stimmen und Antriebe? Sind sie für jeden Menschen eine nur an ihn gerichtete Botschaft und sein ausschließliches

Geheimnis oder drängen sie darüber hinaus zu einer neuen objektiven Gestalt christlichen Lebens und kann man schon sagen, zu welcher? Es ist reichlich früh, solche Fragen zu stellen. Dennoch scheint es, als begännen sich, unbeschadet des persönlichen Klanges, den Gottes Ruf immer für den einzelnen Gerufenen hat, gewisse allgemeine Umrißlinien abzuzeichnen. Ja die Menschen, die durch das gleiche Schicksal schritten, kennen sich geradezu an der gemeinsamen Sprache, die sie sprechen, und fühlen sich in ihr verbunden. Eine Gemeinsamkeit, die genau so alle Ländergrenzen überspringt, wie auch die innere Front durch alle Länder und Völker hindurchgeht.

Die Menschen, die aus den Feuern der Prüfung kommen, sind gesiegelt mit einem großen Ernst. Sie wollen kompromißlos Christen sein. Alles, was Phrase und Aufmachung ist, stößt sie ab, und sie haben keinen Sinn für komplizierte Systematik. Sie drängen zum Wesen, zu den schlichten Quellen, zu einem klaren christlichen Bekenntnis im Leben. Sie dürsten nach Unterweisung im Glauben. Man stößt bei ihnen auf einen praktischen, nüchternen Gehorsam, der freudig im Wort des Heiligen Vaters die Wahrheit umfaßt. Aber diese katholische Kirchlichkeit hat nichts von konfessioneller Enge. Diese notgeprüften Menschen fühlen sich dem Menschheitsdrang nach Frieden und Eintracht tief verbunden. Das Brudersein aller Erlösten und zur Erlösung Berufenen ist vielleicht ihr Zentralerlebnis und ihr brennendstes Anliegen. Es sucht den Priester als Vater. Es verlangt nach der lebendigen Gemeinde. Es drängt auf soziale Verwirklichung. Zuviel ist auch im kirchlichen Bereich Fassade, Formalismus, Gerede gewesen. Es gilt nun, von Grund auf neu aufzubauen. Das Vorläufige, Brüchige und innerlich Bedrohte aller Kulturarbeit, auch im christlichen Raum, ist durchschaut. Darum werden die Anker lediglich nur auf den eigentlichen und absoluten Grund geworfen. Diese Heimkehrer und Flüchtlinge und Ausgebombten wissen, daß wir hienieden keine bleibende Stätte haben. Der Christ ist der nackte Kämpfer und der leichtgeschürzte Wanderer, der Mensch des jenseitigen Lichtes, dessen ganzes Sorgen und Schaffen den Brüdern gilt, damit auch ihnen ein Lichtschein der Liebe begegnet, die aus Christus ist. — Man hat gesagt, das katholische Denken von 1945 habe kaum den Ansätzen von 1925 und 1935 wesentlich Neues hinzugefügt. Wenn das zutrifft, wäre es nur zu verständlich in Anbetracht all der Hemmungen, die hinter uns liegen. Außerdem sind die Anregungen jener Jahre lebendiger Bewegtheit keineswegs ausgeschöpft. Dem Menschen von heute aber geht es gerade um dieses Ausschöpfen. Er läuft nicht neuen Theorien nach; er will Verwirklichung.

Und schließlich steht neben dem Ernst die harmlose Freude und das Sichbescheiden. Der Mensch, der die Erinnerung an die Prüfung und das, was er damals gedacht und empfunden hat, lebendig erhält, wird anspruchslos und dankbar. Wie stand vor dem geistigen Auge des Gefangenen in all den Jahren hinter Stacheldraht nur der eine glühende Wunsch: daheim sein bei Frau und Kind! Alles andere, wie Wohnung, Beschäftigung, Beköstigung, schien ihm völlig unwichtig. Doch wie schnell wachsen uns neue Wünsche und

Ansprüche zu, wenn die vorausgegangenen erfüllt sind. Wie viele haben damals erklärt, sie würden gern die Rationierung der Lebensmittel weiter tragen, wenn nur erst die Todesangst der Luftangriffe von ihnen genommen wäre. Und heute? Die wache Erinnerung an die durchlittene Prüfung ist heilsam und stärkend. Und für wie viele unserer Mitmenschen ist sie leider noch Gegenwart. So wirkt das Mitleiden aus Bruderliebe zurück auf die eigene Tapferkeit. Sich in vielfache Entbehrung und Dürftigkeit gelassen schicken, auch das ist ein Siegel der Heimsuchung. Sie erschließt uns die kleinen Freuden und das schlichte Genügen. Sie ist der Naturliebe, der Kindlichkeit und Brüderlichkeit des heiligen Franz verwandt, dessen strahlende Liebe ja ganz aus Armut und vielfacher Prüfung hervorbricht.

F. W. Faber sagt einmal: „Wir sind zu sehr geneigt, unsere Gnaden herunterzuschlingen, ohne sie zu kauen. Wir gewinnen nicht die Hälfte des Nährwertes und der Heilkraft, die Gott in sie gelegt hat. Wir gehen zu schnell, zu stürmisch vor. Wir lassen sie sich nicht entwickeln.... Wer hat je erfahren, wie eine vollentwickelte Gnade aussieht?“ („Geistliches Leben“, übertragen von Kardinal v. Preysing, Regensburg, Habbel.) Ob nicht unsere viel geschmähte Zeit eine solche Gnade ist? Eine dunkle und bittere Gnade, aber für den, der sie gläubig aufnimmt, voll geheimen, unerschöpflichen Reichtums. In hundert Gesprächen ist heute die Not der Zeit der Einwand und das Hindernis, das die Menschen hervorheben. Sie ist das große Ärgernis, weil sie teilhat am Kreuz. Aber das Kreuz ist nur Heiden und Juden ein Ärgernis. Denen, die ein demütiges und mutiges Herz haben, ist es Leben und Gottes Kraft. Es ist immer spielerisch, von einer Zeit zu träumen, in der man gerne leben möchte. Christlicher Realismus nimmt das Leben an, wie es Gottes weise und gütige Vorsehung uns zumißt. Im Vertrauen auf seine Hilfe gehen wir an die schweren Probleme von morgen heran. Aber heute schon ahnen wir, wie die Heimsuchung von gestern uns gnadenhaft besiegelt hat. Wir wollen alles daran setzen, daß ihre Frucht zur Reife kommt.

Block 26

Erfahrungen aus dem Priesterleben in Dachau

Von OTTO PIES S. J.

Oft hat man von Berichten über die Priester in Dachau gehört. Ihr Leben und Leiden hat allenthalben Teilnahme geweckt. Viel Gutes und Erhebendes wurde erzählt, aber man hörte auch herabsetzende Stimmen, ja es verband sich damit zuweilen eine ablehnende Kritik am Priestertum überhaupt.

Wenn hier von Block 26 gesprochen wird, dann beschäftigt uns nicht nur das Erlebnis der Haft, die Not, das massenhafte Sterben, die nicht leicht zu schildernde Tragödie hinter Stacheldraht; es geht uns noch mehr um etwas anderes. In Dachau wurden auf Block 26 Beobachtungen gemacht, Erfahrungen gesammelt, Probleme besprochen, Untersuchungen angestellt über